



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 39, 11. 09

POETISCHE RÄUME - ERZÄHLRÄUME

In unverminderter Kühnheit stößt **Friederike Mayröcker**, die im Dezember ihren 85. Geburtstag feiern wird, mit ihren Gedichten Wort-, Erinnerungs- und Assoziationsräume auf, in denen die Sprache selbst zu sprechen scheint.

Eine ganz eigenwillige Verbindung zwischen poetischen und erzählenden Räumen stellt der Dichter **Michael Hammerschmid** her, der soeben mit dem nach einem der genialen Dichter der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts, dem früh verstorbenen **Reinhard Priessnitz**, benannten Preis ausgezeichnet worden ist.

Weltumspannend literarische Anspielungsräume, von Argentinien über Japan bis Europa und Österreich, erschließt der in Hiroshima lebende Schriftsteller und Übersetzer **Leopold Federmair** in seinen neuen Erzählungen. Wie darüber berichtet die Literaturkritikerin **Evelyne Polt-Heinzl**.

Kaum einmal wird kritisch unter die Lupe genommen, zu welchen Bedenklichkeiten sich der Literaturbetrieb in seiner atemlosen Betriebsamkeit hinreißen lässt. Der Schriftsteller **Erwin Riess** aber hält die Augen offen und mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg.

5.11.2009, 19 Uhr, Alte Schmiede: **Friederike Mayröcker** liest aus **DIESES JÄCKCHEN (NÄMLICH) DES VOGEL GREIF**. Gedichte 2004-2009



Marcel Beyer

Wenn ich im SCARDANELLI lese

Einführung zur Lesung von Friederike Mayröcker, Alte Schmiede, Wien, 20. April 2009

Foto: Sven Paustian/Suhrkamp Verlag

Wenn ich im SCARDANELLI lese: »auf der Feldhöhe lichtigem Wald durch welchen nachmittägliche Sonnenstrahlen sickern und tauchen ins wehende Gras«, oder: »still auf dämmerndem Grunde *die Welle wellte* nach Hölderlin«, dann erinnere ich mich an dessen Verse: »Noch ist die Zeit des Jahrs zu sehn, und die Gefilde Des Sommers stehn in ihrem Glanz, in ihrer Milde; Des Feldes Grün ist prächtig ausgebreitet, Allwo der Bach hinab mit Wellen gleitet.«

Und lese ich die Signatur unter diesem »Sommer«-Gedicht, »Mit Untertänigkeit Scardanelli den 9. März 1940«, dann erinnere ich mich daran, daß die allerersten uns bekannten Gedichte Friederike Mayröckers auf den August und den Oktober 1939 datiert sind.

Wenn ich im SCARDANELLI lese: »schon zu lange wandle ich in der Werkstatt der Blumen wie ein Unheiliger ›und vielleicht süß die Stadt«, dann höre ich Hölderlin antworten, »Vom Abgrund nämlich: ›befestigter Gesang von Blumen als Neue Bildung aus der Stadt.«

Wenn ich im SCARDANELLI lese und der Ziffer »I« begegne: »I Teebeutelchen ist INRI I kl. Vogelschädel auf unserem Bett«, oder: »I online Wickel Windel I Lampenschirm in meinem Bett als ich erwachte«, oder: »da ich I Knabe war«, oder: »(solche Fäustlinge: I Verlesung)«, dann erinnere ich mich an einen Brief von Hölderlins Mutter vom 29. Oktober 1805, in dem die Ziffer »I« das ausgeschriebene Wort ersetzt: »ich sende Dir anbey ein Wämesle und 4 Paar strümpf und I paar Handschu als einen Beweis meiner Liebe und Andencken.«

Wenn ich im SCARDANELLI lese: »Dann geht mir die Sprache verloren: abhanden«, und: »die knallharte Mnemotechnik, Gedächtniskunst«, dann erinnere ich mich an die zweite Fassung von Hölderlins »Mnemosyne«: »Schmerzlos sind wir und haben die Sprache in der Fremde verloren.« Und: »Denn nicht vermögen Die Himmlischen alles. Nämlich es reichen Die Sterblichen eh an den Abgrund.«

Und ich erinnere mich daran, daß Justinus Kerner, der auch Hölderlin behandelt hat, sich auf das »magnetische Streichen« versteht und einer schwäbischen Bäuerin und Geisterseherin namens Friederike Hauffe Äußerungen in der »vergessenen Ursprache der Menschheit« entlockt: »O pasqua non ti bjat handakadi?« »Willst du mir nicht deine Hand geben, Arzt?«

Und ich erinnere mich an Wilhelm Waiblingers Mitteilung, Hölderlin habe einmal einige Verse aus dem Äschylos heruntergelesen und gelacht: »Das versteh ich nicht! Das ist Kamalattasprache.«

Wenn ich im SCARDANELLI lese: »wie Knäblein (Lämmer) reiz ich die Augen schön mir aus«, dann denke ich an die Tollkirsche, an Belladonna, Augenschön.

Lese ich, in Versalien: »das LUMEN« und »Geiszblatt Klematis und Fingerhut Digitalis«, dann erinnere ich mich daran, daß Hölderlin nach der Einweisung in die Autenriethsche Klinik Mitte September 1806 mit Aufgüssen von Belladonna- und Digitalisblättern behandelt wird. Und mir kommt wieder »I Teebeutelchen ist INRI« in den Sinn.

Lese ich daraufhin im SCARDANELLI noch einmal »Dann geht mir die Sprache verloren : abhanden«, und weiter: »die I. Kirschen, die Gänseblümchen der Mohn«, erinnere ich mich daran, daß man Hölderlin

während seiner zweihunderteinunddreißig quälenden Tage in der Klinik eine Mixtur aus Opium, Quecksilbersulfat, Cantharidentinktur und Zucker verabreicht.

Und ich lese im SCARDANELLI: »*ich auch den weich' Kräutern am Schlund der Zeit*«, und lese: »ich auch den weich' Kräutern« – *geh vor die Hunde*«.

Wenn ich im SCARDANELLI auf der letzten Seite lese: »Am Morgen die beiden Kopfpolster naszgeschwitzt, spucke Blut oder Brotkruste, Nachsommerhitze oder Krankheit der Lunge, im Rücken das unangenehme Gefühl der beiden nassen Polster«, dann kommt mir in Erinnerung, daß die Tollkirsche, Belladonna, bei Lungenkranken zur Beseitigung der erschöpfenden Nachtschweiße verordnet wird.

Wenn ich im SCARDANELLI lese: »Tübingen«, und: »wir trabten an Kräutergärtlein vorüber an blüthenreichen Gestaden Harz in meinen Köpfen«, dann erinnere ich mich, daß Friederike Mayröcker im März 1988 die Feinarbeit des Dichtens mit der Apothekerkunst verglichen hat: »Das ist so, wie wenn du auf eine Apothekerwaage noch eine Spur von einem Pulver drauflegst und dann stimmt es.« Und dann kommt mir in den Sinn, daß der englische Arzt und Botaniker William Withering erst 1785 die Digitalis wieder in die Heilkunde einführt, nachdem der Fingerhut aufgrund zu hoher Dosierungen und folglich Vergiftungen lange Zeit in Mißkredit gestanden hat, und daß der Apothekerhilfe Friedrich Wilhelm Sertürner erstmals 1804 den Wirkstoff Morphin aus dem Opium isoliert, daß Hölderlin bei Authenrieth also nach den neuesten Erkenntnissen der Heilkunst behandelt wird.

Und ich erinnere mich, daß der Fingerhut, *Digitalis purpurea*, auf Englisch foxglove, Fuchshandschuh heißt.

Und erinnere mich weiter, daß die Apothekerkunst aus dem arabischen Raum über Sizilien nach Nordeuropa kam, und glaube fast, Hölderlin sei sich dieses kulturhistorischen Weges ebenso bewußt wie der Zwiegestalt von Heil- und Zierpflanze, wenn er beglückt von »prachtasiatischen Blumen« spricht, als Uhland ihm 1842 zum Geburtstag einen Strauß überbringen läßt.

Wenn ich im SCARDANELLI lese: »ungewaschen an der Maschine halb 4 Uhr morgens«, oder: »am nächsten Morgen hinauf ins *Jubelzimmer* wo die Maschine, und der Blick auf die Berge«, dann erinnere ich mich an Hölderlins Homburger Folioheft, in dem er eine Reihe großer Gesänge skizziert hat und das ihm nach der Rückkehr nach Tübingen fehlt, erinnere mich, daß man ihm im Palisadenzimmer der Klinik und noch lange Zeit danach Papier und Stift vorenthält, weil ihn das Schreiben, wie es heißt, zu sehr in Aufregung versetze.

Und ich erinnere mich daran, daß Hölderlin in seiner Verzweiflung einmal in der Werkstatt seines Wirtes nach dem Zimmermannsbleistift greift und rasch einen kurzen Klagegesang auf ein Brett schreibt, als folge er der Maserung des Holzes: »Die Linien des Lebens sind verschiedene Wie Wege sind, und wie der Berge Grenzen.«

Wenn ich im SCARDANELLI lese: »seitlich den Kopf an dem sprachlosen Lamm das mich schläfernte endlich eigentlich Schaafes Locken dessen Schäfer ich war im Traum«, und: »das Lamm wird zum Hirten

der Hirte zum Lamm«, dann kommt mir in den Sinn, daß Hölderlin sich, wenn Lotte Zimmer ihn mit aufs Feld nimmt, halbe Tage lang damit beschäftigt, Gras auszureißen, daß seine Hände gewöhnlich schmutzig sind, daß er sich, wie Waiblinger weiter berichtet, einmal im Garten von Conz mit Blumenpflücken unterhält, aber, sobald er einen tüchtigen Strauß beisammen hat, diesen zerreißt und in die Tasche steckt.

Wenn ich im SCARDANELLI lese: »Rinder Schafe und Geiszen welche der Poesie so verwandt, die weich' Kräuter (Höld.)«, dann werde ich unsicher, in welcher Gestalt das lyrische Ich zu Beginn von Hölderlins »Das fröhliche Leben« spricht: »Wenn ich auf die Wiese komme, Wenn ich auf dem Felde jetz, Bin ich noch der Zahme, Fromme, Wie von Dornen unverletzt.«

Und ich erinnere mich wieder dreier Zeilen im SCARDANELLI: »Hatte ich im Garten geschuftet Dornen gesät : mir in die Fingerkuppen der rechten Hand Dornen gesät, zerzauster Strauch der sterbenden Nachtviolen neben der schwarzgewordenen Königskerze«.

Wenn ich im SCARDANELLI lese: «die Monstranz der Holunderbaublüten«, und: »während der Fliederbusch wehte«, und: »sie vermute der Flieder im Schulhof, sie sehe nicht so gut, aber sie habe, es sei I Streifen Fliederfarbe zu erkennen gewesen, nein keine Dolden fliederfarbene Dolden«, dann erinnere ich mich daran, daß »Flieder« auch ein anderes Wort für »Holunder« sein kann, daß der Sambucus nigra Trugdolden ausbildet und aufgrund seiner guten Wirkung auf den menschlichen Körper eine ganze Hausapotheke sei.

Wenn ich im SCARDANELLI lese: »entgegen kam uns I schöner Wanderer mit Alpenhut und einer Blume in seiner Hand wir blickten uns an ohne jedoch einander zu grüßen«, dann kommt mir der Bauernspruch in den Sinn: »Vor dem Holunder soll man den Hut abnehmen.«

Und ich erinnere mich daran, daß die Pflanzen viele Namen haben, die Digitalis ist der Fingerhut, das Leberblümchen ist der Seidelbast, so

wie auch Hölderlin viele Namen hat, »Sie sprechen mit Herrn Rosetti«, oder »Scardanelli«, »oder Salvator Rosa, oder so was«, wie er am 27. Januar 1843 nach dem Genuß von Kaffee und einer Zigarre bemerkt, während er in der zweiten Auflage der »Gedichte von Friedrich Hölderlin« blättert: »Ja, die Gedichte sind echt, die sind von mir, aber der Titel ist falsch; ich habe in meinem Leben niemals Hölderlin geheißten.«

Und ich begreife, jener »Wanderer mit Alpenhut« ist »Höld.«, ist »Holder«, ist die Heilpflanze selbst.

Wenn ich im SCARDANELLI wieder an den Anfang gehe: »knallharte Mnemotechnik«, dann weiß ich, daß mir dieser Zyklus immer kostbar sein wird und ich ihn am liebsten als Ganzes memorieren würde.

Wenn ich im SCARDANELLI lese: »die Blumen das Gras die Gräselein«, und: »ich auch den weich' Kräutern«, wenn ich ihrer Doppelnatur folge, »prachtasiatische« Augenweide ebenso wie Heilmittel der Augenkunde, krampfzitternd ebenso wie aufregend, beruhigend ebenso wie berauschend, wenn ich im Umgang mit den Pflanzen immer auch eine diskrete Thematisierung des Dichtens erkenne – dann stecke ich nur einen Rahmen ab, betreibe ein Spiel und lasse vieles aus. Denn manche Gedichte im SCARDANELLI erschüttern mich in einem Maße, enthalten, um im Bild zu bleiben, derart hochkonzentriertes Pflanzengift, daß ich mich außerstande sehe, etwas zu ihnen zu sagen.



MARCEL BEYER, *1965 in Baden-Württemberg, lebt seit 1997 in Dresden. Er veröffentlichte u.a. Gedichte *Walkmännin* (1990); *Erdkunde* (2002), mehrere Romane, zuletzt *Kaltenburg* (2008), Essays und literaturwissenschaftliche Arbeiten, u.a. *Friederike Mayröcker: eine Bibliographie 1946 – 1990* (1992).

Der Zyklus *Scardanelli* ist Teil der Sammlung aller Gedichte **Friederike Mayröckers** aus den Jahren 2004–2009, **dieses Jäckchen (nämlich) des Vogel Greif**, den die Dichterin am **5.11.2009 um 19 Uhr** in der **Alten Schmiede** vorstellt.

Michael Hammerschmid

An einen Wiener Park

Der Park, den ich meine, zeichnet sich durch eine gehörige Größe aus. Es ist wichtig, sich nie ganz in ihm auszukennen, sprich manchmal den Überblick zu verlieren. Selbst bei schütterem Bewuchs im Winter, bleibt er geheimnisvoll und wirkt wild hinter den Hecken und Bäumen. Er hat einen Platz neben einer hohen, efeubewachsenen Mauer, der mir wie eine Zeitdehnung erscheint. Dort nämlich werden die Schritte langsamer, zuweilen bis zum Stillstand. Vielleicht ist es auch nur die Sehnsucht nach ihm, die einen dort weniger befällt als durchdringt. Vermutlich liegt es am Licht, das einen hält, mit unsichtbarer Hand berührt, aber mit der Kraft, die auf dem Planeten das Leben weckt. Es dringt von der Seite ein, streckt sich, weitet sich über das Gras, trifft einen. Es ist schwer, ihm zu entgehen. Der körnige Schotter unter den Füßen gibt dazu das Geräusch. Die Mütter oder auch Väter mit Kindern merken es deutlich, die Kinder laufen dort aus der Zeit. Es prägen sich die Bilder ein, ohne Fotoapparat. Selbst die Fotoapparate schmelzen, eher dass die Mauer noch etwas entgegenhält. Ja, sie ist nötig, damit er nicht ausschwappt, übergeht, der unsichtbare Platz, der Ort, als könnte er alles

überschwemmen, bis nichts mehr da ist. Ich traue es ihm zu, doch möchte ich nicht zu viel sagen, freilich, es gibt ihn. Oft schon hielt er mich an. Auf hält er niemand, er lädt auf. Sonst ist alles um ihn von der nötigen Künstlichkeit, die der Natur in den Städten notwendig ist. Er ist alt, eigentlich unterscheidet er sich nicht besonders von der Stille der Stadt. So groß ist sie, sie ist langsam, faul und böseartig. Er auch. Doch hat die Natur hier ein Recht darauf. Fällt sie als Ast abseits der Wege herab und auf einen Kopf, so sei es. Dennoch ist er besser als jene, die ihn erst möglich macht.

Paris-Fragmente

während die beiden Beckettschen, auf ihren Matratzen, den uner-schrockenen Blick haben, den genauen, genau in die Augen, den sie



Fortsetzung von Seite 3

nicht zurücknehmen müssen, Wahrheitsposten, man könnte sich in ihrem Blick erkennen, die buschigen Augenbrauen des einen, die ihm etwas Pfiffiges geben, sie wohnen dort tatsächlich, haben unter den Arkaden ihren Platz, mehrere Plätzchen, Matratzen, wo sie wie hingewetzt leben, schlafen, sitzen, selten einmal stehen. Ureinwohner, die wohl vom Supermarkt dort zehren, dabei etwas dem Glück entgegensetzen, ihr Glück, ihre Hoffnungslosigkeit, ihren Zustand, den der Gesellschaft, Mahner, zugleich Nichtse, welche Ängste sie haben? Manchmal streift mein Blick ihre Füße, dunkle, fleckige, braune Füße, die von Schlafenden, und eine Scham überkommt mich, ob der Intimität, schlafende Füße, die man sonst fast nur bei Kindern sieht.

*

die schmalen, hochgewachsenen häuser, heller teint, durch und durch weiblich, elegant. der boulevards genug, keine kenntnis, also keine kenntnis der stadt möglich, daher stärker als er. die stadt leitet dich – die wässerchen darin sprieszen, abflüsse, geöffnete adern, sprudeln, unter ihr der süßliche duft der metro, ihr dunkles sausen, tag nacht.

*

das Café hält sich gegen die Straße, ist am Verkehr, an der Kreuzung interessiert. Man akzeptiert die Stadt, mehr: eine Adoration ist das. Dabei die Füße des Mädchens gar nicht angeschaut. Liegen dort auf dem Sessel, hingelegt, ausgestreckt, sollen sich ausruhen, trinken das Licht, das Mädchen liest. Davor der Platz mit Kirche, sehr südlich, etwa die Mofas auf dem Gehsteig usw.

wenn ich die luft anhalte

verstecke ich mich
 schließe die augen
 keiner sieht mich
 halte einfach die autos an
 egal ob sie fahren
 lasse mein schweigen steigen,
 wie ein ballon,
 in mir
 fliegt er beinahe
 davon,
 bis er platzt.
 und dann: nichts:
 wieder der atem,
 wieder das licht,
 wieder der tag,
 den ich mag oder nicht.

in der früh

er hat sich versteckt, in der früh
 vor dem schlaf jeden tag, in der früh
 er hat sich verkrochen, in der früh
 dem leben kleine löcher geschossen, in der früh
 die gedanken waren ein meer, in der früh
 leer und wunderbar sehr, in der früh
 in der früh haben die vögel geschrien, in der früh
 früh hat er mit ihnen geschrien, in der früh
 die träume waren still, in der früh
 und ist aufgewacht er, – in der früh –

wieder in der straßenbahn

wir ziehen uns gewänder an
 und fahren in der straßenbahn
 sie passen uns nicht
 wir sehen es am gesicht
 des andern, es will
 wandern, aus der stadt,
 und wir fahren in der straßenbahn
 und ziehen unsre gedanken an,
 gedanken aus nichts,
 aus luft und aus gischt.
 der sommer ist schwer wie eisen,
 wir lieben ihn trotzdem,
 wie eisen, das fest ist, wir nicht.
 wieder fahren wir mit der straßenbahn
 das ist nicht unsere stadt
 das sieht man uns an,
 aber woran?
 vielleicht am glänzen,
 das in die augen geht und sticht,
 doch das gibt es überall, nicht?

über das nichts schreiben

von gedichten
 gibt es kein gedicht:
 auch dieses nicht

über das nichts schreiben
 von gedichten
 gibt es kein gedicht
 auch dieses nicht –

usw.

für branko eine bank

- 1) gegenüber unserem haus
- 2) wo die Sonne sitzt
- 3) leichte krümmung
- 4) der straße
- 5) gegenüber dem haus
- 6) wo b. den eingang sieht
- 7) und rauchen kann
- 8) weil es drinnen zu kalt ist
- 9) (hausmeisterwohnung)
- 10) erdgeschoss
- 11) wo die kinder sind
- 12) die eigenen
- 13) laut
- 14) und zu dritt)
- 15) gegenüber unserem haus
- 16) für b.
- 17) eine bank
- 18) zum aufklappen

und wo keine katastrophe

der mittelmäßige dichter

sitzt am fenster und schaut hinaus.
 die stadt steht bis zur fensterscheibe,
 denkt er.
 er ist froh über das glas.
 es rinnt langsam,
 denkt er.
 sein atem ist ruhig.
 er atmet aus.
 er weiß kein gedicht.



Der Hampelmann

ist ein langgestreckter Mensch. Er wirft die Füße, wenn er geht und sticht sie vor sich hin. Es erstaunt, dass er gehen kann. Falten zerfurchen sein Gesicht. Er fängt mit der Zeit nicht viel an, ist von schlechten Launen gequält (die wehen ihn an, türmen sich in ihm, der Hass). Dann sinkt er in sich, ruht mit ungelinken Gliedern irgendwo, denkt an nichts oder heckt etwas aus. Sieht er Menschen, lässt er sie, sie scheel beäugend, vorüberziehen, oder stürzt sich zu ihnen. Er, der Hampelmann, ist ein Rattenfänger. Er fängt und klebt sich zu ihnen, er will sie an sich kleben. Er will gewinnen und erster sein. Er will die wichtigsten Dinge sagen. Er will alles besser wissen. Er übt viel, gescheiter zu sein. Er mag schnell sein, ausdauernd. Ein Mann. Liebe quält ihn lästig an der Seele. Er fällt öfter hin, doch fehlt es ihm an Traurigkeit, einen Clown könnte man nie an ihm erkennen. Statt voll Sehnsucht ist er süchtig. Er möchte

gelten. Und sammelt Menschen. Weil er eine große Sammlung hat, ist er stolz. Doch zum Stolz fehlt ihm doch auch etwas. Etwas in ihm ist zu klein. Er glaubt jedoch an seine Selbstlosigkeit, er will nämlich gut sein. Er demonstriert gerne, am liebsten seine Güte, die will er aber unbedingt gesehen wissen. Er trägt sie mit sich, ergreift die Gelegenheit, wenn jemand sie bemerken könnte, er möchte dann zufrieden mit sich sein. Er ist sehr verärgert, dass es ihm nicht gelingt. Er ist nicht zufrieden, eher verzweifelt. Er zweifelt, aber das Zweifeln versteckt er. Oder redet über den Zweifel. Er zieht ihn als Waffe hervor. Alles ist Waffe, das weiß er nur zu gut. Sein Leben ist ein Kampf. Er würde es gerne vergessen, aber vergessen gelingt ihm nicht. Er merkt sich alles zu gut, doch kann er wenigstens die anderen damit fürchten lehren. Er ist gescheit wie ein Messer, böse wie der falsche Stolz, schnell wie ein Erster. Er ist immer noch allein.



MICHAEL HAMMERSCHMID, *1972 in Salzburg, Studium der Deutschen Philologie und Theaterwissenschaft in Wien; Dichter, Hörspielautor, Kunsttextschreiber, Essayist, Übersetzer und externer Universitätslektor in Wien, derzeit Universitätslektor in Paris. Literarische und wissenschaftliche Publikationen seit 2001, u. a. *Skeptische Poetik in der Aufklärung. Formen des Widerstreits bei Johann Karl Wezel* (2002), *von einen sprachen*. *Poetologische Untersuchungen zum Werk Ernst Jandls* (gemeinsam mit Helmut Neundlinger, 2008); *Räuberische Poetik*. *Spuren zu Robert Walser* (Herausgeber, 2009); 2002 vertonte die Band Nicky Swing and the Slaves of Beauty Gedichte von Michael Hammerschmid für das Album *Fahnenrauch*. Hörspiele: *Die Stimme* (2001); *Candide und Belphegor* (2001); *Die Kapsel* (2002); *Weißer Mund* (2003 – alle ORF, Ö1); *ENDE GUT, ALLES GUT - KEIN HÖRSPIEL* (ORF-Reihe *Literatur als Radiokunst*). Veröffentlichungen von Lyrik und Prosa in verschiedenen Literaturzeitschriften und Anthologien. Übersetzung (mit Theresia Prammer, Mirko Bonné): Gherasim Luca, *Das Körperecho/Lapsus linguae* (2004).

Seit 1997 wirkt Michael Hammerschmid regelmäßig als Moderator, Vortragender am Programm der Alten Schmiede mit (Projekt »Textdialoge«), seit 2002 tritt er auch als Hörspielautor, Dichter und Übersetzer auf. 2005 führte er gemeinsam mit Helmut Neundlinger das 45. Autorenprojekt der Alten Schmiede durch: *Gedichte in Gesellschaft – 10 Antworten auf Ernst Jandl*.

Am 30. Oktober 2009 wurde Michael Hammerschmid im Wiener Literaturhaus mit dem **Reinhard-Priessnitz-Preis 2009** ausgezeichnet.

»Die Lyrik von Michael Hammerschmid überzeugt aufgrund ihrer Genauigkeit, die in der Sphäre allgemeiner Ungewissheit Inseln des Behagens und des Vertrauens bildet. Bedrohte Identitäten werden sichtbar, die Gründe dafür nicht ohne Humor als Sedimente unseres prekären Zeitgeschehens in Sprache eingeschlossen«, so die Juroren Gustav Ernst und Robert Schindel in ihrer Begründung.

Evelyne Polt-Heinzel

Kippsmomente in Erzählräumen

Leopold Federmair ist aktuell vielleicht der österreichische Autor, der sich am intensivsten auch als Literaturkritiker betätigt und poetologische Fragestellungen systematisch bearbeitet, schon aufgrund seiner langjährigen Lehrtätigkeit an verschiedenen Universitäten, seit Jahren in Japan. Es sind zwei Romane, drei Erzählbände und fünf Essaysammlungen, die er im Lauf der Jahre vorgelegt hat.

Und er ist auch Übersetzer, aus dem Spanischen, Französischen und Italienischen – auch dafür ist poetologisches Rüstzeug notwendig, und es wächst durch all diese Beschäftigungen fortwährend zu und wird mehr und mehr. Für Literaturkritiker hat das etwas Einschüchterndes, Federmair weiß vermutlich seine eigenen Werke selbst am besten zu interpretieren, es ist also ratsam, gesichertes Terrain möglichst nicht zu verlassen.

Der neue Erzählband »Ein Büro in La Boca« enthält fünf große Erzählungen und als Epilog einen kürzeren Text, der die großen Themen Anfang und Ende, Leben und Tod in eine Kindheitserinnerung verpackt; alle Erzählungen sind sorgfältig über Motive, Themen oder literarische Bezüge miteinander verzahnt, und alle spielen mit der Entgrenzung und Verschiebung von Raum und Zeit.

In der Titelerzählung »Ein Büro in La Boca« hat dieses Verschwimmen der Zeit- und Raumgefüge zunächst einen realen Grund: eine Art Horrortrip eines ungeübten Kiffers. Die Umgebung verschwimmt wie das Den-

ken, die Begriffe driften weg wie die Orientierung im Raum. Aber die Demontage der Wahrnehmungsordnung geht in diesem Buch radikalere Wege und verzweigt sich mit den fantastischen Welten eines anderen Autors: Es ist Jorge Luis Borges irritierendes Aleph, der Punkt, der alle Punkte der Welt umfasst und inkludiert, der den Argentinienbesucher dieser Geschichte narret und verwirrt. Vermittelt über das Aleph eröffnet Federmair einen literarischen Dialog, der das ganze Buch prägt – zumindest scheinen einige der roten Fäden von Borges zu kommen oder auf ihn zuzulaufen.

Zum Beispiel die besondere Funktion verwinkelter Raumstrukturen. Das Büro der Titelerzählung etwa ist nur über eine eiserne Treppe erreichbar, ein kleiner Raum, eine Art Verschlag, fast scheint er zu schweben über dem Innenhof vielleicht – oder eigentlich schon über dem Abgrund. Darin ist das Cockpitartige angelegt, das im Schlussbild der Geschichte eingespielt wird – der Erzähler wird an Bord eines Raumschiffs aus den virtuellen Weiten des Internet abheben. Zurück bleibt der leere Schreibtisch wie er am Cover zu sehen ist.

Die Zeit- und Raumbenen kippen in diesen Erzählungen nicht rasch oder gar klamaukhaft, aber sie kippen verlässlich; es ist ein fast zeitverzögertes, gedehntes Erzählen, das alle klassischen Mittel nutzt, um den Leser bei Laune zu halten, Andeutungen, Verweise, Vorausdeutungen – auch irreführende natürlich. »Die Zeit verzweigt sich beständig zahllosen



Fortsetzung von Seite 5

Zukünften entgegen« heißt es bei Borges, und genau das passiert auch in Federmairs Erzählungen. Die Langsamkeit der Erzählbewegung kostet diese Kippeffekte aus und baut auch ironische Volten ein. Es ist ein Erzählrhythmus, der immer wieder ehrwürdige Formulierungen nutzt. »Dieser Bericht ist literarisch verseucht, also falsch, geh der Zukunft nicht aus dem Weg«. Das schreibt in der Titelerzählung der Sohn des Vermieters dem Schriftsteller-Ich in den Laptop hinein, und in dieser Geschichte scheint auf Handlungsebene mit dem virtuellen Cockpit das second life zu gewinnen – sprachlich bleibt bei aller Selbstironie der Autor Sieger. Ausdrücke wie »gewahren«, »vor die Augen treten«, »von statten gehen« oder etwas »zu tun pflegen« wirken heute schon wie Kleinodien und sie finden sich nicht nur dort, wo das der Erzählrahmen vorgibt.

Die erste Erzählung heißt »Die Wortmaschine«. Das Modell dafür steht in der Akademie von Lagado, der Hauptstadt von Balnibarbi, die Jonathan Swifts Gulliver (1726) auf seiner dritten Reise besucht. Ein starrer Rahmen hält 10 x 10 Stäbe mit je 21 in sich dreh- und verschiebbaren Würfeln, deren Flächen mit Wörtern und Wortgruppen beklebt sind. Werden die 40 eisernen Kurbeln gedreht, ergeben sich immer neue Kombinationen, die sorgsam aufgezeichnet werden mit dem Ziel, eines Tages das vollständige System aller Wissenschaften zu ergeben.

Praktisch funktioniert Federmairs Wortmaschine genauso, eingeschrieben ist ihr die Fantasie des »Allbuchs«, die schon Lichtenberg andachte: Es müsste aus sämtlichen möglichen Kombinationen des Alphabets bestehen und enthielte alles, was je gedacht und geschrieben worden ist und werden wird. Mallarmé hat den Gedanken dann dynamisiert: das Allbuch als Rhythmisierung des Textes durch die Seiten des geschlossenen Bandes. Borges hat beide Aspekte aufgenommen. In seiner »Bibliothek von Babel« verbirgt sich in irgendeinem Regal das totale Buch, das alle möglichen Kombinationen aller Schriftzeichen enthält. Seine Erzählung »Das Sandbuch« hingegen arbeitet mit der totalen Rhythmisierung. Jede Seite gibt es für den Leser nur ein Mal. Schlägt er das Buch zu oder blättert weiter, ist sie ein für alle mal verloren, denn die Seiten wiederholen sich nie und erneuern sich ständig. Die Unruhe, die von diesem »unendlichen« Buch ausgeht, ist so groß, dass es der Besitzer nur mehr los sein will: Er schmuggelt es also in ein Regal der Nationalbibliothek von Buenos Aires ein. Dort hat es Leopold Federmair vielleicht entdeckt.

Die Erzählung »Die Wortmaschine« eröffnet Federmairs Buch, was man auch als Stoppschild lesen kann, Literatur zu simpel mit dem Raster mechanisch angekurbelter Erklärungswürfel zu interpretieren. Klar scheint, Federmair dreht die Apparatur in Borges Sinn weiter: die Wortmaschine ist hier, so ihr Konstrukteur Solar, eine metaphysische Weltmaschine, die der Menschheit finale Harmonie bringen soll. Dass Solars Gegenspieler Maynard dann zweimal hintereinander die nächste Wortkombination – noch dazu mit recht provokantem Inhalt – errät, setzt das denkende Individuum ins Recht, in der Logik des von Solar verkörperten Wissenschaftsbetriebs natürlich radikal ins Unrecht.

Federmairs Adaption von Swifts Satire lässt sich auch auf aktuelle Vorstellungen von den endlosen Weiten des Internet beziehen: Die Faszination der scheinbar unendlich vermehrbaren Kombinationen – heute Verlinkungen – schiebt sich in den Vordergrund und degradiert den »Content« – die Wörter auf den Würfeln – zur vernachlässigbaren Größe. Dass eine der zufälligen Wortkombinationen, die auch in Federmairs Erzählung aufgezeichnet werden, just den Beginn von Rilkes »Duineser Elegien« ergibt, ist vielleicht als poetologischer Kommentar zu lesen.

In den Erzählungen des Bandes finden sich immer wieder mehr oder minder verhängnisvoll auf einander bezogene Paarkonstellationen. In der »Wortmaschine« sind es die beiden Intellektuellen: der Gelehrte

Solar, der sich mit der Macht arrangiert hat, und sein Gegenspieler Maynard, ein Freelancer aus Widerspruchsgeist, der sich nicht ins Boot holen lässt und lieber seinen Weg in den Alkoholiker-Abgrund fortsetzt.

In der Erzählung »Ginster« sind es zwei Zugsführer. Vom ersten Sprachbild an, wo die Geleise wie »silberne Geiferfäden aus dem Mund der Stadt hängen«, ist gewissermaßen alles entschieden. Ginster steigert sich immer fataler in den Hass auf seinen Kontrahenten hinein. Es mag paranoid sein, aber das spielt keine Rolle, für ihn ist die zunehmend verschobene Wahrnehmung Realität und mündet hier in einer entgrenzten Auflösung in die Natur.

In dieser Szene ist ein anderer roter Faden durch die Erzählungen verborgen: Es ist ein Orangenbaum, aus dem Ginster die geheimnisvolle Frau zuerst entgegenschaut, die das Finale einleitet. Die Orange aber hat als verführerische Paradiesesfrucht dem zum simplen Apfel verkommenen Granatapfel einiges voraus, olfaktorisch zumal. Das wird durchgespielt in einer Episode der Erzählung »Der Paradieskäfig«, die einen Parforceritt unternimmt durch zeitgenössische Erotikvorstellungen und historische Adaptionen des Bildsujets Adam und Eva. Die »reale« Eva der Erzählung ist eine junge Schauspielerin, die in einer Installation als Eva posiert mit ihrem Adam, der Edwin heißt und homosexuell ist. Die Installation, gleichsam Kafkas »Hungerkünstler-Käfig« ins Erotische transponiert, steht zu Beginn einer Ausstellung über Paradiesdarstellungen, Adam und Eva als Urpaarsituation schlechthin, die hier von einem Ausstellungsbesucher einigermaßen durcheinander gebracht wird. Er heißt übrigens Adam, ist Richter, und die Schauspielerin Eva, so sagt sie einmal, hat ihm einiges zu verzeihen, auch wenn Kleists Krug hier nicht zerbrochen wird.

Wie kunstfertig Federmair mit inszenierten Räumen die Abgründe menschlicher Beziehungen nachbildet, ist vielleicht am dichtesten in der längsten Erzählung »Herr Goto« umgesetzt. Vordergründig ist es die Geschichte einer interkulturellen Begegnung: Der Erzähler nimmt am eigenwilligen Privatissimum eines japanischen Gelehrten teil, der »eine Art bedächtiger Weisheit ausstrahlt«, vielleicht aber haben sich die Teilnehmer einfach aufgrund ihrer Erwartungshaltung auf diese Interpretation geeinigt. Der Gelehrte propagiert das Konzept einer unsichtbaren Architektur und eine Art Philosophie der Lücke; seine Rede wie seine Lehrsätze leben von Unschärfen und Auslassungen – genau wie die Architektur des Ortes. Es ist ein verborgener kleiner Tempel, der wie aus der Zeit gefallen wirkt. Die Ereignisse liegen 15 Jahre zurück und die Erzählung zeichnet die Spiralen der Erinnerungsbewegung nach. In das Erlebnis der kulturellen Fremdheit im zeitentrückten Tempel, der immer neue Durchblicke öffnet, spannt der Erzähler das Netz seiner Erinnerungen; darin verfangen sich all die (interkulturellen) Missverständnisse, Fehlinterpretationen, Deutungsunsicherheiten und allmählich auch die Erinnerungslücken – wie die beiden radikal vergessenen Frauenfiguren, die dann umso nachhaltiger ins Zentrum der Geschichte drängen. Das Verhältnis der Akteure zueinander bleibt voller Rätsel. Das verwirrt und beunruhigt über die Lektüre hinaus – und das ist schließlich eines der Kennzeichen gelungener Erzählwelten. 



Foto: Alexander Golser / Otto Müller Verlag

LEOPOLD FEDERMAIR, *1957 in Wels. Schreibt Essays, Prosa, Literaturkritiken, Übersetzungen. Lebt in Hiroshima. Zuletzt erschienen *Das Exil der Träume*. Roman (1999), *Kleiner Wiener Walzer*. Erzählungen (2000), *Die kleinste Größe*. Essays (2001), *Dreikönigsschnee*. Erzählungen (2003), *Adalbert Stifter und die Freuden der Bigotterie*. Essay (2005); *Ein Fisch geht an Land*, Roman (2006).

EVELYNE POLT-HEINZL, *1960, Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie in Salzburg und Wien. Literaturwissenschaftlerin und Kritikerin. Zuletzt veröffentlichte sie u.a. *Die Chefin*. Eine literarische Besichtigung (Wien 2003); *Bücher haben viele Seiten. Leser haben viele Leben* (2004); *Einstürzende Finanzwelten. Markt, Gesellschaft & Literatur* (2009).



Erwin Riess

Der Dozent berichtet vom Bachmann-Preis

Der Dozent traf Groll im 14. Bezirk auf der Spiegelgrundstraße. Groll kämpfte sich mit wuchtigen Treibstößen die Straße hoch.

»Freund Groll! Was treiben Sie da?«

Groll reagiert nicht. Der Dozent mußte ihn noch zweimal anrufen, bis Groll endlich stehenblieb.

»Jetzt haben Sie es geschafft!« sagte er zornig und keuchte aus.

»Was hab ich geschafft?« fragte der Dozent.

»Sie haben mein Training zunichte gemacht«, erwiderte Groll. »Ich trainiere auf dieser Bergstrecke meine Arm- und Bauchmuskeln.«

»Oh«, sagte der Dozent. »Das tut mir jetzt leid.«

»Wie schön«, antwortete Groll.

Der Dozent war vom Rad abgestiegen und reichte Groll eine Wasserflasche. Der griff zu und nahm einen Schluck. Was Groll in die Bergbauernregionen Wiens führe, wollte der Dozent wissen.

»Sagen Sie mir lieber, wieso Sie nicht in Klagenfurt beim Bachmann-Wettles sind«, erwiderte Groll. »Sie wollten doch einmal live dabei sein.«

»Ich war dort, bin aber nach der Siegerehrung wutentbrannt weggefahren.«

»Wieso das?«

Der Dozent lehnte das Rad an einen Hydranten und hockte sich auf die Fersen. »Haben Sie fünf Minuten Zeit?«

Groll nickte.

»Dann erzähle ich Ihnen jetzt eine Geschichte.«

Interessiert beugte Groll sich vor.

Und dann erzählte der Dozent, was sich beim diesjährigen Bachmann-Preis zugetragen hatte. Ein 32jähriger groß gewachsener Mann hatte den Hauptpreis für einen Text erhalten, der das Schlußkapitel eines Romans war. Zur literarischen Qualität könne er nichts sagen, meinte der Dozent, die Sätze seien einfach und schmucklos, wohl aber verständlich gewesen.

»Also fanden Sie den Text nicht siegeswürdig?« unterbrach Groll.

Als Soziologe wolle er darüber nicht urteilen, meinte der Dozent. Er sei zwar der Meinung, daß Literatur eine ernsthafte Sache und kein Budenschießen mit alten Stoffbällen sei. Aber wenn die zeitgenössische Literatur das anders sehe und einen Jahrmarktsrummel veranstalte, solle es ihm auch recht sein. Nicht die Sprache des Siegestextes habe ihn verstört, sondern das, was mit ihr ausgedrückt wurde.

»Der Text handelt von einem jungen Mann und seiner schwer kranken Geliebten. Wir erfahren nicht, welche Krankheit die Arme hat, aus den

wenigen Hinweisen im Text konnte aber darauf geschlossen werden, daß es sich um eine Nervenkrankheit handelte. Die Frau konnte nicht mehr gehen, war zu schwach zum Reden und ergab sich willenlos in die Pläne ihres Mannes. Und die hatten es in sich. Er packte seine Freundin in ein Auto, fuhr in eine einsame Gegend und schoß ihr mit einem Revolver die Schädeldecke vom Kopf. Aus Mitleid, aus Mitgefühl. Den ganzen Text lang wird nur von seinem Standpunkt aus berichtet, die kranke Frau ist nur eine Leermeldung, ein Schatten, ihr widmet der Autor keine Zeile, sie ist durch ihr Leid, das noch kräftig übertrieben wird, ja ohnehin charakterisiert. Wohl aber erfahren wir, daß nun «ein weißer Klumpen mit schwarzem Blut» neben dem Mann sitzt. Ein dampfendes Stück Fleisch, dem der Mann ausführlich seine Beweggründe darlegt, und die sind, Sie ahnen es schon, die ewigglichen Stehsätze der Euthanasiefans aller Schattierungen. Daß man das Leid beenden müsse, weil das Leben nicht mehr lebenswert, daß der Mord eigentlich ein Selbstmord und so weiter und so fort. Nie wird in dem Text gefragt, wie man der Frau vielleicht helfen könne, nein, ihr Leben ist von Anfang an verwirkt.«

»Vielleicht meinte der Preisträger die Geschichte sarkastisch, vielleicht wollte er nur aufrütteln.«

»Dann hätte er einen anderen Text schreiben müssen«, sagte der Dozent. »Nein, dieser Text, der von einer Jury, die von ihrer eigenen Dummheit zutiefst ergriffen war, zum Sieger gekürt wurde, wirbt ausschließlich um Verständnis für den Mörder, seine Ängste, seine Beweggründe. Das Opfer interessiert nicht, der kranke Mensch wird nullifiziert. Er will sie nicht der Sterbehilfe in einem Hotelzimmer aussetzen, aber die Schädeldecke schießt er ihr weg und suhlt sich nachher auch noch in Selbstmitleid.«

»Wie heißt der Schriftsteller?«

»Jens Petersen. Er ist angehender Neurologe im LKH Zürich.«

Groll nahm eine Eintragung in sein Notizbuch vor. Der Dozent sah ihm über die Schulter. »Wenn Zürichbesuch, dann nur mit panzerbrechenden Waffen«, las er.

»Nachdem das geklärt ist«, sagte Groll. »Begleiten Sie mich beim Gipfelsturm?«

»Gern.«

Der Dozent stieg aufs Rad. Groll hatte bereits den Berg in Angriff genommen.



Erwin Riess, *1957 in Wien, Studium der Politik- und Theaterwissenschaft in Wien. Mitbegründer des »Forums der Krüppel- und Behinderteninitiativen«. Essays, Polemiken, Satiren für österreichische und deutsche Zeitschriften. Lebt in Wien. Publikationen (Auswahl): *Adieu Madrid*. Stück in drei Akten (1993); *Kuruzzen. Eine Chronik aus der Zeit des Prinz Eugen* (1993); *Herr Groll erfährt die Welt. Im Rollstuhl durch gelähmte Zeiten*. Prosa (1996); *Giordanos Auftrag*. Roman (1999); *Herr Grillparzer fasst sich ein Herz und fährt mit einem Donaudampfer ans Schwarze Meer*. Hörspiel (2002); *Heimatkunde Österreich* (2003); *Die Ferse des Achilles* (2003); *Stücke 1994-2004* (2005); *Der Don Giovanni-Komplex oder Das lange und freudlose Leben des Giacomo C*, Schauspiel mit Musik (Theatermusik Olga Neuwirth, 2006); *Der letzte Wunsch des Don Pasquale*. Roman 2006; *Herr Groll auf Reisen*. Storys (2008).

Foto: Alexander Golser/
Otto Müller Verlag

Literaturprogramm der Alten Schmiede für November 2009

LQ - Literarisches Quartier • AS - Alte Schmiede - Werkstatt • GLZ - Galerie der Literaturzeitschriften

- 4.11.** Mittwoch, 19.00 **LQ** **GÜNTER EICHBERGER** (Graz) *Alias*. Prosa (Ritter Verlag, 2008) • **KURT LEUTGEB** (Wien) *Das Wetter*. Prosa (Sisyphus Verlag 2008) • **FRITZ WIDHALM** (Wien) *Die Nacht schluckte die Dämmerung*. Prosa (edition zzo0 2008) Reihe *Textvorstellungen*: Lesungen, Diskussion Motto: *Kunstfiguren*
Redaktion und Moderation: **REINHARD WEGERTH**
- 5.11.** Donnerstag, 19.00 **LQ** **FRIEDERIKE MAYRÖCKER** (Wien) liest aus ihrem neuen Gedichtband
DIESES JÄCKCHEN (NÄMLICH) DES VOGEL GREIF. Gedichte 2004-2009 (Suhrkamp Verlag, Frankfurt, 2009)
- 9.11.** Montag, 18.00 **AS** **LITERATUR STUDIEREN UND ERLEBEN** - gemeinsam mit dem **Institut für Germanistik der Universität Wien**: **PROUST-DICTIONNAIRE**:
Im Laboratorium des Übersetzers - im Rahmen des Projekts *Metamorphosis*. (Wintersemester 2009/10 - <http://metamorphosis.univie.ac.at>)
LUZIUS KELLER (Prof. em. Universität Zürich) stellt die von ihm herausgegebene und mit Melanie Walz übersetzte
MARCEL PROUST - ENZYKLOPÄDIE. Handbuch zu Leben, Werk, Wirkung und Deutung (Hoffmann & Campe, 2009) vor • Moderation: Prof. Dr. **ARNO DUSINI** -
mit freundlicher Unterstützung durch die Stiftung PRO HELVETIA, Zürich •
Beitrag der Alten Schmiede zur Lesefestwoche **BUCH WIEN 09**
- 10.11.** Dienstag, 19.00 **AS** **DAS GEDICHT. Zeitschrift für Lyrik, Essay und Kritik** (Weßling bei München, gegründet 1993) • Reihe *Literaturzeitschriften XXV* • es lesen
FRIEDRICH ANI (München) • **ALEX DREPPEC** (Darmstadt) • **ANTON G. LEITNER** (Weßling b. München) • **GERHARD RÜHM** (Köln-Wien) • **MARIO WIRZ** (Berlin) •
Anton G. Leitner (Herausgeber) führt durch den Abend und stellt mit **Friedrich Ani** die gemeinsam herausgegebene Ausgabe Nr. 17 (Herbst 2009) der Zeitschrift vor: *Fürchte dich nicht, spiele!* •
Beitrag der Alten Schmiede zur Lesefestwoche **BUCH WIEN 09**
- 11.11.** Mittwoch, 19.00 **LQ** **TOD & FLORA. Ein Glossar über die Verwendung von Giftpflanzen für den asthenischen Täter** von **HELMUT EISENDLE** (1939-2003) Unikat einer Privatbibliothek, Buchausgabe
im Jung und Jung Verlag, 2009 • **THOMAS EDER** (Literaturwissenschaftler, Autor des Nachworts, Wien) • **JOCHEN JUNG** (Verleger, Salzburg) • **PETER ROSEI** (Autor, Wien) •
BODO HELL (Autor, Wien) und **KURT NEUMANN** (Alte Schmiede) stellen das Werk vor • Beitrag der Alten Schmiede zur Lesefestwoche **BUCH WIEN 09**
- 12.11.** Donnerstag, 19.00 **LQ** **ERZÄHLMUSTER: »KLEINE« PROSA - GROSSE FREIHEIT** Lesungen von
ELFRIEDE CZURDA (Wien) aus *UNTRÜGLICHER ORTSSINN*. Kurzprosa & Erörterungen (Verbrecher Verlag, Berlin, 2009) • Einleitung: **Petra Meßner** •
JÜRIG LAEDERACH (Basel)* aus *DEPESCHEN NACH MAILLAND*. Minutenschriften (Hg. Michel Mettler, Suhrkamp Verlag, 2009) • Einleitung: **Kurt Neumann** •
ANTONIO FIAN (Wien) aus *IMSCHLAF*. Träume (Literaturverlag Droschl) • Einleitung: **Wolfgang Straub**
* mit freundlicher Unterstützung durch die Stiftung PRO HELVETIA, Zürich •
Beitrag der Alten Schmiede zur Lesefestwoche **BUCH WIEN 09**
- 16.11.** Montag, 19.00 **LQ** **AICHINGER - ECHOS** dreistimmige Hommage an Ilse Aichingers **POETIK des DRAMATISCH-LYRISCHEN (zu keiner Stunde)**, Szenen und Dialoge, S. Fischer Verlag, 1957) •
63. Autorinnenprojekt der Alten Schmiede - Lesungen, Kommentare, Gespräche; nach einer Idee von **MARGRET KREIDL** (Wien), zusammen mit **JULIAN SCHUTTING** (Wien) und
ERWIN EINZINGER (Oberösterreich) • Programmschwerpunkt **Stadtinstitut für literarische Forschungen** • mit freundlicher Zustimmung des S. Fischer Verlags
- 17.11.** Dienstag, 19.00 **LQ** **Stadtinstitut für Literarische Forschungen: XIII. AUTORENLABOR der Alten Schmiede** (2009/10) 18 Begegnungen und 1 Essay in Fortsetzungen
MARTIN PRINZ: DOPPELTE BUCHFÜHRUNG. Leben und Schreiben in Zeiten der Konkurrenzgesellschaft 7. Abend
JENNY ERPENBECK (Berlin) *Soll und Haben des zivilen und literarischen Lebens 2008 / 2009*. Ein zweifacher Bericht •
ANNA KIM (Wien) Beitrag zum Essay in Fortsetzungen • erste Teilabdrucke des Projektes in *Volltext 3 / 2009* und *4 / 2009*
- 19.11.** Donnerstag, 19.00 **wechselstrom** **LIESL UJVARY: INTERESSANTE PRODUKTIONEN - WERKSCHAU UND PORTRAIT** Musik-, Videovorführung, Ausstellung (Fotoarbeiten), Lesung eines Querschnitts durch das
XVI, Grundsteing. 44 literarische Werk, Gespräch • **ANN COTTEN** (Berlin) portraitiert die Künstlerin Liesl Ujvary
- 24.11.** Dienstag, 19.00 **LQ** **ARMIN THURNHER** (Wien) liest aus seinem Roman *DER ÜBERGÄNGER* (Zsolnay Verlag, 2009) und musiziert am Klavier mit **ANNETTE BIK** (Violine) und
ANDREAS LINDENBAUM (Violoncello) Joseph Haydns Klaviertrio Nr. 39, G-Dur, Hob.XV:25 • **KONRAD PAUL LIESSMANN** (Philosoph, Universität Wien) Einleitung und Gespräch mit dem Autor
In Zusammenarbeit mit dem Paul Zsolnay Verlag
- 26.11.** Donnerstag, 19.00 **LQ** **40 Jahre WESPENNEST. Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder** (Wien, gegründet 1969) • Reihe *Literaturzeitschriften XXVI* •
ANDREA ZEDERBAUER (Verlagsleiterin) Begrüßung • **FRANZ SCHUH** (Redakteur von 1974-1993) *Rede über die Jahrgänge* •
JAN KONEFFKE und **ILIJA TROJANOW** (Redakteure) Vorstellung der Hefte *Dilemma 89* (Nr. 156) und *Alt sein* (Nr. 157) • **WALTER FAMPLER** (Herausgeber) Moderation
anschließend **CHRISTOPH WILHELM AIGNER** (Cerreto/Rom/Salzburg) *EIGENLEBEN*. Polaroid-Collagen
AS / GLZ Ausstellungseröffnung
- 30.11.** Montag, 19.00 **LQ** **DICHT-FEST** gemeinsam mit der Grazer Autorinnen Autoren Versammlung Moderation: **CHRISTINE HUBER** GAV
BARBARA HUNDEGGER (Innsbruck) *schreibennichschreiben* (Skarabäus Verlag) • **NICO BLEUTGE** (Berlin) *fallstreifen* (C.H. Beck Verlag) •
UDO KAWASSER (Wien/Lauterach) *kein mund. mündung* (parasitenpresse) • **HANSJÖRG ZAUNER** (Wien) *große freiheit steile küsse* (Czernin Verlag) •
SOPHIE REYER (Graz) *verkürzungen; das* (Manuskript) • **CHRISTIAN STEINBACHER** (Linz) *bliebe manch Stein auch auf dem andern* (Manuskript)

schweizer kulturstiftung
prohelvetia

schweizer kulturstiftung
prohelvetia

Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, www.alte-schmiede.at

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede

Impressum: Der Hammer - Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 39 / 2009 | Redaktion: Walter Fampler, Kurt Neumann | Fotos: Ohner/Kraller, Sven Paustian - Suhrkamp Verlag, Kronberger, Alexander Golser - O. Müller Verlag
Koordination: Marianne Schwach | Alle: A-1010 Wien, Schönlaterngasse 9; Telefon (0043-1) 512 83 29; Fax (0043-1) 513 19 629; e-mail: marianne.schwach@alte-schmiede.at
Der Hammer 39 erscheint in einer Auflage von 32 000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, Nummer 262, November 2009 | Grafische Gestaltung: fuhrer